Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.

Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig

№ 482. **Donnerstag** den 20. September 1894. **88. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 20. September.

Die **„Kreuzzeitung“** eignet sich die Erfurter Auslassungen des Freiherrn von Manteuffel ohne Einschränkung an. Dies war vorauszusehen, da der Redner der Vorsitzende der conservativen Parteileitung ist und in dieser Eigenschaft trotz einer manchmal bei ihm hervortretenden Eignung, das enfant terrible zu spielen, bedacht sein mußte, über die für seine Partei so delicate Angelegenheit der Kaiserrede nichts zu sagen, was ihn in Gegensatz zur Parteivorstandschaft hätte bringen können. Indem die „Kreuzzeitung“ dem Freiherrn von Manteuffel zustimmt, desavouirt sie natürlich ihre erste Erklärung zur Kaiserrede. Auch sie leugnet heute demagogische Ausschreitungen, behauptet, die conservative Opposition gegen die Handelsverträge sei rein sachlich gewesen, und verlangt „Belege“ für die gegentheilige Beschuldigung. Nun, die Belege finden sich im Abendblatt der „Kreuzzeitung“ vom 7. September. Dort sagt sie über die Form der Gegnerschaft gegen die Handelsvertragspolitik: „. . . da gilt es offen zu bekennen, daß diese hier und da selbst jenes Maß überschritten hat, das die „Hitze des Streites“ noch entschuldigen kann.“ Und weiter erkennt das conservative Parteiorgan an, daß der Kaiser Anlaß zu „strafenden“ Worten gehabt und daß seine Zusicherung, das Geschehene als ausgelöscht zu betrachten, keine bedingungslose sei, daß also die Form der conservativen Opposition, falls diese überhaupt aufrecht erhalten werden sollte, sich zu ändern habe. Der Umschwung innerhalb der conservativen Parteileitung ist unverkennbar. Wir haben s. Z. zu der Minderheit gehört, welche in der ersten Erklärung der „Kreuzzeitung“ nicht eine „unbedingte Unterwerfung“ erblickte, aber was das Blatt jetzt vorbringt, ist nicht etwa nur eine Bestätigung unserer Auffassung, sondern ein völliges Aufgeben des anfänglich zur Kaiserrede eingenommenen Standpunctes. Die Parteileitung begiebt sich dorthin, wo das Stöcker'sche „Volk“ sogleich gestanden. Man kann es sich zunächst versagen, diese Wendung und ihre möglichen Folgen zu beleuchten. Gerechtigkeit und politische Vernunft gebieten auch den Gegnern, die Schwierigkeit der Lage für die conservativen Führer anzuerkennen. Sie haben Rücksicht auf eine vom Antisemitismus ohnehin stark gefährdete Anhängerschaft zu nehmen, die von ihnen in einem Kampf geführt worden ist, dessen Situation sich in den Augen der agrarisch-conservativen Wähler noch nicht geändert hat. Ohne die Mitwirkung persönlicher Sympathien oder Antipathien ist die Masse überhaupt selten politisch zu bewegen, und im Falle der Conservativen spielt das persönliche Moment eine um so größere Rolle, als gar nicht bestritten werden kann, daß der Träger des neuen handelspolitischen Systems durch mehr als eine die Interessen der Landwirthschaft berührende Auslassung grimmige Erbitterung auch unter den kleinen Landwirthen erzeugt hat. Es sei nur an die Bemerkungen über den deutschen Industriestaat und das „Opfer“, welches die „Allgemeinheit“ der Landwirthschaft in den Getreidezöllen bringe, erinnert. Auch andere Parteien wissen von dieser weniger durch sachliches Verhalten als persönliches Auftreten im Lande hervorgerufenen Mißstimmung ein Lied zu singen und können demgemäß beurtheilen, daß die am stärksten engagirte Partei um ihren Credit im Lande besorgt sein muß, wenn sie die ganze, von ihr so lange und so scharf vor dem Lande verurtheilte politische Situation unverändert acceptirt.

Wenn der Herr **Reichskanzler Graf Caprivi** sich fragt, wie er es anfangen soll, der unzweideutigen Aufforderung des Kaisers zur Sammlung der Ordnungsparteien zum gemeinschaftlichen Kampfe gegen die Umstürzler zu entsprechen, so wird ihm am schwersten eine Auslassung der ultramontanen „Deutschen Reichsztg.“ in Bezug auf die Seele fallen. Dieses Blatt sagt nämlich in einem „Hie Christenthum, hie Atheismus“ überschriebenen Leitartikel, der Kaiser habe in seiner Königsberger Rede mit dem Rufe: „Auf zum Kampfe für Religion, für Sitte und Ordnung“, zum Kampfe gegen den Atheismus aufgefordert. Dazu sei aber der Liberalismus nicht berufen. „Es ist nämlich offenbar“, fährt das genannte Centrumsblatt fort, „daß, wenn es sich um den Kampf für Religion und Sitte handelt, in der Absicht, die Umsturzparteien zu bekämpfen, nur die beiden großen Parteien, Centrum und Conservative, in Betracht kommen können, da sie allein noch auf dem Boden des Christenthums stehen. Der Liberalismus mag es nicht übel nehmen, wenn wir ihn hier ausschließen müssen; er hat Alles gethan, den Kampf gegen die Umstürzler auf der genannten Basis zu verhindern. Er erblickte einen vortheilhaften Kampf nur auf der Grundlage roher Gewalt.“ „. . . . Der Liberalismus ist also naturgemäß von dem Wettbewerb um Betheiligung an der Bekämpfung irreligiöser und daher der Autorität zerstörender Bestrebungen ausgeschlossen. An das Centrum brauchte sich der Kaiser nicht zu wenden; wir haben schon oben gezeigt, daß es das Centrum ganz allein war, welches in schweren Zeiten die Gottlosigkeit, wo und wie es sie fand, bekämpfte.“ So ungefähr sprach unser Kanzler auch, hätte die „D. Reichsztg.“ hinzufügen können, der ersichtlich noch lebhaft vor der Seele steht, wie seiner Zeit Graf Caprivi bei der Vertheidigung des Zedlitz'schen Schulgesetzentwurfes im preußischen Abgeordnetenhause selbst die Nationalliberalen zu den Atheisten warf. Will er sich jetzt treu bleiben, nach dem Rathschlage der „D. Reichsztg.“ sich lediglich auf Centrum und Conservative stützen und mit ihnen einen Kampf gegen den Umsturz beginnen, so wird er die Kampfmittel so einrichten müssen, daß sie auch die dem Centrum so verhaßten Nationalliberalen treffen. Daß aber eine solche Kampfesart den Intentionen des Kaisers nicht entspricht, geht aus dem an alle staatserhaltenden Elemente sich richtenden Sammelrufe des Monarchen klar hervor. Graf Caprivi befindet sich daher in einem fatalen Dilemma, in das er sich selbst hineingeredet hat. Nun hat er es zwar verstanden, den Schritt von dem Goßler'schen zu dem Zedlitz'schen Entwurfe mit vollendeter Grazie zu machen. Aber zwischen jenem Schritte und dem von einer Verurtheilung des Nationalliberalismus als atheistisch zu einer Bekämpfung des Atheismus mit Hilfe der Nationalliberalen ist denn doch ein bedeutender Unterschied, der sich mit einer noch so graziösen Wendung nicht beseitigen läßt. Immer gebieterischer drängt sich daher die Frage auf, ob Graf Caprivi der rechte Mann zur Leitung des Kampfes ist, zu dem der Kaiser aufgerufen hat.

Der nahe bevorstehende Parteitag der **Freisinnigen Volkspartei** in Eisenach tritt unter Anzeichen einer inneren Zersetzung und Zerfahrenheit zusammen, wie man sie selbst in dieser Partei, von der man doch manches gewöhnt ist, noch nicht erlebt erlebt hatte. In den Versammlungen zur Besprechung des Programms und in der Parteipresse wird eine Sprache von einer Schärfe geführt, wie sie selbst gegen andere Parteien nicht üblich ist. Sachliche und persönliche Gegensätze kämpfen in der heftigsten Form gegen einander an. Daß Herrn Richter mehr und mehr die Zügel aus der Hand fallen, läßt sich überall in den Vorwürfen über seinen Despotismus erkennen. Auf den Verlauf des Parteitages kann man unter diesen Umständen gespannt sein; Herr Richter scheint eine richtige Ahnung gehabt zu haben, als er anordnete, die Verhandlungen des Parteitags möglichst mit dem Mantel der Heimlichkeit zu verhüllen. Es läßt sich schon jetzt erkennen, daß diese Versammlung nicht zu einer Befestigung der Partei und einem inneren Einverständniß über die wichtigsten Fragen, sondern nur zu einer weiteren Zersetzung, vielleicht zu einem großen Abfall von der Berliner Parteileitung, theils nach rechts zu der Freisinnigen Vereinigung, theils nach links zu der offenen Demokratie, führen wird.

Die würdelosen Werbungen der **belgischen** „Liberalen“ um die Stimmen der Socialisten haben eine wohlverdiente Abfertigung empfangen. Die letzteren haben es wiederholt abgelehnt, in ein Cartel einzutreten. Einen letzten Versuch, die Socialisten zum Beitritt zu bewegen, machte eine Deputation der Fortschrittspartei, die am Montag Abend in einer Generalversammlung der Socialisten erschien. Es sprachen Feron und Janson, die alle Gründe entwickelten, die den Socialismus bewegen sollten, in das Bündniß einzutreten: der nöthige gemeinsame Kampf gegen die Klerikalen, die Bekehrung der Doctrinäre zum Arbeiterschutz, die Unsicherheit der socialistischen Aussichten bei vereinzelten Wahlkampf u. s. w. Schon nach der Rede Feron's war es offenbar, daß die Deputation ihren Zweck nicht erreichen würde; Janson schlug daher eine etwas herbere Tonart an, indem er auf die Verdienste hinwies, die der Sache des Volkes und insbesondere der Arbeiter durch die Fortschrittspartei schon erwiesen wurden, und indem er die Socialisten auf die Verantwortlichkeit aufmerksam machte, die sie übernehmen, wenn sie ihre Kräfte überschätzen, die Verbindung mit der bürgerlichen Demokratie abbrechen und den Klerikalen den Sieg erleichtern. Von socialistischer Seite wurde erwidert, daß man gern mit der Fortschrittspartei gehen würde, deren Verdienste man anerkenne, niemals aber mit den Doctrinären, die stets die größten Feinde der Arbeiter gewesen seien und auch jetzt ein arbeiterfreundliches Programm nur unterschrieben hätten, weil sie zum Voraus wußten, daß die Socialisten das Bündniß doch verwerfen würden. Dem fügte Vandervelde noch bei, die Ehre der Arbeiterpartei gebiete es, selbstständig aufzutreten und nicht auf Krücken, namentlich nicht auf doctrinären, in das Parlament einzuziehen; auch müßten die Socialisten befürchten, daß ihre Namen, auch wenn sie das Bündniß annehmen, ja doch von den doctrinären Wählern aus der Wahlliste gestrichen würden. Mehrere socialistische Redner forderten die Fortschrittspartei auf, den manchesterlichen Doctrinarismus, der ja doch nur noch ein Kadaver sei, seinem Schicksal zu überlassen und mit den Socialisten sich zu vereinigen, an deren Spitze ihre talentvollen Führer eine ganz andere Rolle spielen könnten als bisher. Janson erwiderte darauf, er werde wie bisher der Sache der Demokratie und der Arbeiter ergeben sein, aber von einer Verschmelzung könne so lange keine Rede sein, als die Socialisten an ihrem collectivistischen Programm festhalten. Der Collectivismus sei höchstenfalls die Sache einer fernen Zukunft, und es sei unpolitisch, sich mit einer solchen den Weg des Fortschritts in die Gegenwart zu versperren. Bei der Abstimmung wurde von der ganzen Versammlung einmüthig entschieden, an den früheren Beschlüssen festzuhalten. Damit ist das Bündniß endgiltig abgelehnt und die socialistische Partei tritt selbstständig in den Wahlkampf. Entzigt derselbe mit einem Siege der Klerikalen, so steht die Einführung landwirthschaftlicher und industrieller Schutzzölle, wie die Regierung mit Offenherzigkeit angekündigt hat, sofort bevor. Im Hinblick auf diese Möglichkeit sind in Antwerpen alle Handelskammern Belgiens zusammengetreten und haben beschlossen, bei den Wahlen alle schutzzöllnerischen Candidaten zu bekämpfen.

Die Begeisterung der deutschen socialdemokratischen Führer für das **schweizerische Milizsystem**, dessen Vorzüge gegenüber dem in Deutschland herrschenden „Moloch Militarismus“ man oft genug hat rühmen hören, müßte durch nachstehende Meldungen bedeutend abgekühlt werden:

Der „Allgemeinen Schweizer-Zeitung“ wurde unterm 15. d. aus Göschenen gemeldet: „Ein Augenzeuge berichtet uns eine scheußliche Soldatenmißhandlung, die am letzten Sonntag im Fort Bühl bei Andermatt durch einen Officier begangen worden sei. In betrunkenem Zustande habe dieser auf geringfügige Veranlassung hin einem Züricher Artilleristen mit „Grindabheuen“ gedroht und damit sofort ernst gemacht, indem er ihn mit dem Säbel eine klaffende Wunde im Nacken verletzte, außerdem mehrere Säbelhiebe über den Rücken. Das Fort wurde alarmirt, der Officier sofort verhaftet und der schwer verletzte Artillerist in das Spital nach Altorf gebracht.“ In der „Ostschweiz“ wird die Sache folgendermaßen dargestellt: „Am letzten Sonntag wurde in der Festung „Bühl“ etwa 10 Uhr Nachts Alarm geschossen. Die Ursache war ein kleiner Militair-Krawall in den Logis-Baracken. Die Mannschaft scheint sich nach langem Consigniren am Sonntag etwas gütlich gethan zu haben und machte einigen Lärm. Ein Officier fühlte sich verpflichtet, mit anständigen Worten zu bedeuten, was von der Mannschaft mit Unwillen aufgenommen wurde. Dies veranlaßte nun einen ejaillirten Oberlieutenant, Gebrauch von seinem Säbel zu machen und einen Soldaten, der sich im Bette befand, und wie man sagt, unschuldig war, zu verwunden.“

Welche von beiden Versionen richtig ist, wird die angeordnete Untersuchung ergeben. Schon jetzt steht aber fest, daß ein mit derartigen Auswüchsen behaftetes System uns Deutschen nur von Denjenigen als Muster empfohlen werden kann, welche zum Zwecke der Aufreizung gewohnheitsmäßig und methodisch das ihrer durchaus würdige Geschäft betreiben, die vaterländischen Einrichtungen herabzusetzen und vorhandene Mängel und Uebelstände maßlos zu übertreiben.

Vom koreanischen Kriegsschauplatze sind über die schon gemeldete Seeschlacht bis zur Stunde keine neuen, die Unklarheit der bisherigen Meldungen beseitigenden Nachrichten eingelaufen. Es läßt sich daher im Augenblicke erst recht nicht übersehen, ob der große Landsieg der Japaner bei Pingyang andere als rein militairische Folgen haben wird. Wenn die Londoner Blätter an der Aussicht auf baldigen Friedensschluß in Ostasien sich weiden, so ist bei ihnen der Wunsch der Vater des Gedankens. Im Interesse der internationalen Handels- und Verkehrsbeziehungen wäre ja die möglichst ungesäumte Herstellung des Friedens in Ostasien dringend zu wünschen, aber die Unternehmung vorzeitiger Schritte ad hoc dürfte aller Wahrscheinlichkeit nach das Uebel nur verschlimmern ganz abgesehen davon, daß mit einem „faulen“ Frieden, der die Gährung in Ostasien nur vorübergehend zurückdrängte, statt sie endgiltig zu beseitigen, auch den Interessen der anderen Nationen nicht gedient ist. Ungleich wichtiger für Europa ist es, daß nicht infolge der Hiobsposten aus Korea der Fremdenhaß der Chinesen zu plötzlichen Ausbrüchen sich hinreißen lasse, denen die Mächte nicht länger ruhig zusehen könnten. Das beruhigende Rundschreiben, welches den fremdmächtlichen Vertretern in Peking von der chinesischen Regierung kürzlich zugegangen ist, gereicht den wohlwollenden und vertragstreuen Intentionen des Tsungli-Yamen zur Ehre, doch darf man dabei niemals aus dem Auge verlieren, daß der gute Wille und die wirksame Bethätigung desselben zwei ganz verschiedene Dinge sind, namentlich in bewegten Zeitläuften, wo die Volksleidenschaften in Erregung und die ausführenden Organe der Pekinger Centralregierung nicht überall gleichmäßig zuverlässig sind.

In **England**, wo man in Sachen des ostasiatischen Krieges bisher mit seinen Sympathien mehr auf chinesischer Seite gestanden hat, ist durch den Sieg der Japaner bei Pingyang ein großer Umschwung in der öffentlichen Meinung

Feuilleton.

Der goldene Mittelweg.

6] Roman von Erich Rott.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Die erste große Lücke in seinem Herzen begann sich zu öffnen, die keine Macht zu überbrücken vermochte. Der Tod des Vaters war durch die verdoppelte Liebe der Mutter ihm nicht so fühlbar geworden, nach Kinderart hatte er leicht zu vergessen vermocht. Nun aber, da ihm Alles fehlte — was ihm im Leben bisher Sonnenschein, Liebe und Glücksbewußtsein zu spenden vermocht, wo er nur noch gescholten, herumgestoßen und fortgejagt wurde, da ward er auch gar einsilbig und verschüchtert.

Auf dem Hofe unten hockte er nun öfter; aber er wagte sich kaum zu rühren. Lene hatte keine Zeit für ihn. Nur ab und zu erschien sie einmal oben am Fenster und ermahnte ihn, auch fein brav zu sein. Der Großvater schaute ihn gar nicht mehr an. Der saß in seinem Schmollwinkel. Ebensowenig hatte er sich bereit finden lassen, hinauf in das Zimmer der Wöchnerin zu gehen und sich nach dem Befinden seiner Tochter zu erkundigen und nach dem kleinen lieblichen Kinde zu schauen, dem sie unter Schmerzen das Dasein hatte schenken müssen und das, kaum in das Leben getreten, schon keinen Vater mehr besaß.

Das Verhängniß, welches seine Tochter überkommen, erschien dem starrsinnigen Manne als eine persönliche Beleidigung, als eine ihm zugefügte Schmach, und er rechnete es sich noch hoch an, daß er nicht noch ganz anders barsch auftrat. Aber er wollte von der ganzen „Sippschaft“, wie er sich ausdrückte, nichts wissen, mochten sie machen, was sie wollten, er ging fortan seine eigenen Wege.

„Du wirst es vielleicht noch einmal bitter bereuen“, hatte seine Frau mahnend zu ihm gesagt. „Dann hilft aber alle Reu' nix mehr und . . . und . . . und wir haben doch nur das eine liebe Kind.“

Aber Lebrecht Winkler hatte keine Antwort darauf gegeben, sondern hatte sich eine Pfeife gestopft und war polternd und laut dröhnenden Schrittes zur Thür hinausgegangen.

Wenn der kleine Erich konnte, so stahl er sich durch den Thorbogen und eilte durch die ihm nun schon vertraute Dorfstraße nach der Wiese, wo er regelmäßig seine kleine Spielgefährtin antraf. Schwarzbrod hatte er nun die Menge verkostet und auch das Pfefferkuchenhäuschen hatte er zu wiederholten Malen von innen gesehen. Freilich, da hatten seine Illusionen einen gewaltigen Stoß bekommen. Weder waren seine Erfolge, die Wände der baufälligen Hütte abzunahern, von irgend welchen Erfolgen begleitet gewesen, noch hatte er trotz seines von innerem Mißtrauen geschärften Blickes in der verwahrlosten, nur aus einem Raume bestehenden Hütte eine Vorrichtung zu entdecken vermocht, welche zur Aufnahme und dem späteren Braten von kleinen Knaben hätte dienen können, dagegen war die alte Fränz immer freundlich zu ihm, hatte ihm einmal wohl auch einen rothwangigen Apfel geschenkt und ihm immer wieder mit ihrer zitternden Hand über das seidenweiche Gelock gestrichen, so daß er schließlich zu der alten Frau trotz ihres abstoßenden Aeußeren Vertrauen faßte und zu ihr zu sprechen wagte.

Das Freundschaftsband zwischen den beiden kleinen, fast ausschließlich sich selbst überlassenen Geschöpfen war im Laufe weniger Wochen ein immer innigeres geworden . . . So blieb auch ihr Verkehr nicht nur auf die kleine, von Bäumen eingeschlossene Waldwiese begrenzt, sondern Hand in Hand gingen sie auch oft tief in den Wald hinein, und zuweilen kam es vor, daß der Trudel Vater, der Forstwart, sich ihnen zugesellte. Diesem gegenüber freilich vermochte Erich seine anfängliche Scheu nicht ganz abzulegen; aber er ließ es sich doch ganz gern gefallen, daß der Forstwart ihnen Stellen wies, wo besonders reichlich die würzigen Waldbeeren reiften.

Einmal nahm sie der düstere Mann, der zu Erich's Erstaunen gar oft Selbstgespräche hielt und im Verlaufe derselben wohl auch laut in den Wald hineinschrie und die Fäuste ballte, mit in den tiefen Forst hinein. Dort befand sich eine Futterstation für die Wildschweine, deren Obhut Wittmer unterstellt war. Mit lebhafter Verwunderung und großen glänzenden Augen nahm der Knabe das noch nie gesehene Schauspiel in sich auf, wie Abends, kurz bevor die Sonne niederging, auf ein vom Heger gegebenes Hornsignal von allen Ecken und Enden des Waldes her, unter dem dichten Untergehölz hervorkriechend, unförmlich große, schwarzgraue Muttersäue grunzend herangetrollt kamen, sämmtlich von einem Wurf sie lustig umtrottender Frischlinge begleitet.

„Die haben besser wie wir Menschen“, sagte einmal der Heger zu dem kleinen Erich, während er zum ersten Mal auch über das Haargelock des Knaben strich, „wenn die sich nicht satt gefressen haben, dann hab' ich's auszufressen, aber ob ich meinen Hunger stillen kann, danach fragt der gnädige Herr nit. Freilich, ich bin nur ein Mensch, der leicht zu ersetzen ist, und keine hochwohlgeborene Muttersau.“

Der Knabe hatte ihn nicht verstanden; aber unwillkürlich hatte er sich vor dem drohenden Blitz gefürchtet, der während dieser Worte aus den dunklen Augen des Hegers hervorgeschossen war.

Von diesem Tage an aber waren die beiden Spielkameraden auch allein nach der Futterstelle gegangen, einmal, weil es auf dem Wege dahin gar verschwiegene Plätze gab, an denen köstliche Waldbeeren reiften, dann aber auch, weil der kleine Bursche sich an dem seltenen Schauspiel nicht sattzusehen vermochte. Das Glück war ihnen freilich nicht immer günstig; sie wußten es nicht, daß die Fütterung der Frischlinge nicht allabendlich wiederholt wurde. Zudem trugen sie Bedenken, sich in der Dämmerstunde in dem stillen tiefen Forst herumzutreiben; hatten sie doch schon manche Abenteuer zu bestehen gehabt, die besonders der immer lebendigen, geschäftigen Phantasie des Knaben zu denken gegeben hatten. Da war einmal in ganz kurzer Entfernung vor ihnen ein fremder Herr aufgetaucht, der ein erdfarbenes Fell getragen und mächtige lange Ohren besessen hatte. Der hatte sich vor ihnen auf den Weg gesetzt, die Vorderläufe in die Höhe gehoben und die Kinder angestarrt, bis Erich, der eine solche Erscheinung noch nicht gesehen, zu brüllen angefangen, kurz entschlossen sich umgewandt und die Flucht ergriffen hatte.

Die Trudel war stehen geblieben; sie hatte herzhaft gelacht und dadurch ihren Genossen bewogen, in seinem jähen Lauf einzuhalten und sich zaghaft umzuwenden. Da hatte er gerade noch wahrnehmen können, wie das fürchterliche Unthier in des Wortes buchstäblicher Bedeutung das „Hasenpanier“ ergriffen hatte. Da hatte Klein Erich sich freilich vor seiner Spielgefährtin geschämt und sich darauf besonnen, daß er in seinem Bilderbuche bereits schon ein solches Thier abconterfeit gesehen habe. Auch ein ängendes, still aus dem Waldesdickicht fast geräuschlos hervortretendes Reh, das mit einem schnellen, flinken Satz von dannen geeilt war, hatte den kleinen Erich erschreckt. Dann aber gab es auf der anderen Seite wieder so viel zu sehen in dem Walde; eine ganz neue Welt ging dem Knaben auf, und Trudel, die noch nicht einmal wußte, wieviel zwei und zwei sei, während ihn die Mutter schon beigebracht hatte, daß dreimal Drei Neun ist, wußte gar erstaunlich gut Bescheid im Walde. Jeder Käfer, der über den Weg kroch, war ihr dem Namen nach bekannt; die vielen bis in die Wolken ragenden Bäume wußte sie in ihrer Art zu unterscheiden und die Sträucher links und rechts vom Wege mit ihren mannigfachen Gestalten und Blättern waren ihr allbekannt. Selbst die unter der Moosdecke des Waldes halb verborgen wuchernden Pilze und Schwämme kannte sie; das Alles brachte sie in einer so zutraulichen, lieben Weise hervor, daß Klein Erich wie unter einem Banne gefangen ihr lauschte und gar nicht auf die Zeit merkte, so daß, wenn er endlich bei dämmernter Nacht zu Hause anlangte, Lene ihn mit Scheltworten empfing, da sie es nun einmal nicht leiden konnte, daß die beiden Spielkameraden miteinander verkehrten.

Wieder einmal trieben sich die Beiden auf der Wiese umher. Nun war es bereits September geworden, der prangende Sommer war dahin, das Laub hatte sich mit der gelblichen Farbe des Herbstes überzogen, und allmorgendlich war die von Herbstzeitlosen durchsetzte Wiese in einen feuchten dampfenden Nebel eingehüllt, der sich einem Schleier gleich in den schon halb entlaubten Kronen der rings um die Wiese stehenden Bäume verstrickte. Auch Abend wurde es bereits früher, der Vogelgesang war verstummt, und die Gänseheerde Klein Trudels hatte sich gewaltig gelichtet. Die meisten Bauern hatten ihr Federvieh wieder in den eigenen Hof genommen, und in dem engen Verschlage harrten nun die gelbgeschnäbelten und weißbefederten schmackhaften Vögel des für ihr Geschick so ereignißschweren Martini-Tages, an welchem sie wohlgebraten und gefüllt auf der Städter und der Bauern Tafel als Glanzstück paradiren sollten.

Heute sollten die Kinder nicht tiefer in den Wald eindringen, hatte der Forstwart ihnen am Morgen eingeschärft, als er an der Wiese, mit Gewehr und Hirschfänger ausgerüstet, vorübergegangen war; in dem weiten, dem Baron von Thumar gehörigen Forste sollte nämlich eine große Treibjagd abgehalten werden. Mit Erstaunen sahen die Kleinen, die auf der Wiese nebeneinander Platz genommen hatten und eben im Begriffe waren, ihr Frühstückbrod gemeinsam zu verzehren, wie eine Menge fremder Männer ebenfalls wohlbewaffnet mit Büchsen und in der Gesellschaft von ehrsam hinterdrein trottenden Hunden die Straße nach dem Walde zu verfolgte. Dann, nach einer Weile, begann das Schießen da und dort, und rief es das Waldecho wach.

Erich war kein besonderer Freund von dem lauten Geknall; er hätte sich am liebsten die Ohren zugehalten, wenn er sich nicht vor seiner Spielgefährtin geschämt hätte. Diese

SLUB
Wir führen Wissen.